



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die athenische Volksmoral im Drama. 6

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die athenische Volksmoral im Drama

6



ird nun gefragt, worin eigentlich der Unterschied zwischen der althellenischen und der christlichen Volksmoral bestehe, so müssen wir zunächst jene übernatürliche Tugend des wiedergeborenen Menschen, von der uns die Theologen in tausenden von Büchern und Schriften so viel Schönes erzählen, von der man aber im Leben so gar nichts spürt, beiseite lassen; sind wir doch schon froh, wenn es die Leute, mit denen wir zu thun haben, an der gewöhnlichen Rechtschaffenheit nicht fehlen lassen, und hoch beglückt, wenn wir einen Edelsinn finden, wie er auch so manchen Heiden geschmückt hat. Aber auch dem kann ich nicht beistimmen, was Döllinger in dem mehrfach angeführten Werke über den Unterschied sagt: „Die Neigung der Menschen überhaupt, die sittliche Verantwortlichkeit für ihre bösen Thaten von sich weg und auf eine außer ihnen befindliche Macht zu schieben, war bei den Griechen nicht minder geschäftig als bei andern Völkern; und so fehlt es denn nicht an Stellen, in denen die böse, fluchwürdige That damit entschuldigt wird, daß der Trieb zur Begehung mit unwiderstehlicher Gewalt vom Schicksal oder von den Göttern in die Seele des Menschen gelegt worden sei.“ Sind wir denn im Christentum auch nur einen Schritt weiter gekommen? Sagt nicht Christus (Joh. 8) seinen Zuhörern, sie hätten nicht Gott, sondern den Teufel zum Vater, dessen Gelüste in ihnen lebten? Sagt er nicht (Joh. 17), er bitte nicht für die Welt, sondern nur für die, die ihm der Vater gegeben habe, die zwar in der Welt lebten, aber nicht von der Welt seien? Schreibt nicht Paulus (Röm. 9), Gott selbst habe den Pharao verstockt, und Gott bereite die Gefäße des Zorns zur Verdammnis, wie der Töpfer aus demselben Stoff nach Belieben Gefäße zur Ehre und Gefäße zur Unehre mache? Haben nicht die größten Theologen von Augustinus bis Calvin und Jansenius, auf solche Stellen gestützt, der schrecklichen Lehre von der ewigen Vorherbestimmung der Mehrzahl aller Menschen zur ewigen Verdammnis gehuldigt? Machen nicht die strengen Lutheraner der katholischen Kirche noch heute den Vorwurf, sie sei semipelagianisch, weil sie die Wahlfreiheit lehre, die Erlösung und Seligkeit von der freien Mitwirkung des Menschen abhängig mache? Und ist diese katholische Lehre, so schön sie klingt,

etwas andres als eine Reihe schön klingender Worte? Daß da in Worten der Schöpfer von aller Schuld an dem Schicksale der Geschöpfe rein gewaschen wird, ist freilich richtig; aber wer versteht diese Worte? Wer versteht es, daß Gott nicht die Ursache des sittlich Bösen und der ewigen Verdammnis der ungeheuern Mehrzahl der Menschen sei, wenn er diese Welt schafft, obwohl er vorher weiß, daß alles so kommen werde, wie es in Wirklichkeit gekommen ist? Und bekennet sich nicht heute alles, was auf Wissenschaft Anspruch macht, zum Determinismus? Natürlich ohne die allmächtige und unwiderstehliche Urkraft in ein Jenseits fortwirken zu lassen, da man meint, es sei des Übels im Diesseits schon gerade genug. Und wenn die Deterministen, teils aus Rücksicht auf die löbliche Obrigkeit, teils weil sie aufrichtig ihre Mitmenschen lieben und diese durch rücksichtslose Folgerichtigkeit zu schädigen fürchten, die menschliche Verantwortlichkeit retten wollen, sind da etwa die zu diesem Zweck angewendeten scholastischen Künste mehr wert als die Kunststückchen, womit die Theologen den Schöpfer von der Verantwortung für seine Kinder die Teufel zu entlasten und alle Verantwortung für alles Unheil den Geschöpfen aufzubürden suchen?

Es ist richtig, die griechischen Tragiker lehren, teils mehr philosophisch, daß eine allmächtige Notwendigkeit (heute nennt man sie das Kausalitätsgesetz) Götter und Menschen beherrsche, teils mehr theologisch, daß die Götter die Sterblichen verblendeten, um sie für ihre Zwecke zu gebrauchen; daß insbesondere die Naturtriebe und die daraus entspringenden Leidenschaften unwiderstehlich seien. Als den Hämön seine Liebe zu Antigone mit dem Vater verfeindet, da singt der Chor zum Gott Eros: „Niemand kann dir entrinnen, kein Unsterblicher, keiner aus der Menschen Tagesgeschlecht; wen du fassest, der raset. Reißest auch des gerechten Mannes Sinn zu kränkender Unbill fort; hast auch jetzt den Hader erregt, welcher Vater und Sohn entzweite.“ Und Jason schreibt alles, was Medeia für ihn gethan hat, der Gunst Aphroditens zu. Medeia selbst macht die Götter nicht so unbedingt für die eignen Verbrechen verantwortlich. Sie müsse, spricht sie zu dem Pädagogen, notwendigerweise das Schreckliche thun, das sie beschlossen habe: „Denn solches hat ein Gott und mein verkehrter Sinn mir zugeteilt.“ Und in den Troerinnen widerspricht Hekabe der Helena, die alles auf Aphrodite schieben möchte. „O mache doch die Götter nicht zu Thoren, und beschönige nicht dein Verbrechen! Mein Paris glänzte Göttern gleich an Wohlgestalt; dein Sinn, der ihn erblickte, ward zur Kypria.“ Einen Versuch, das Rätsel zu lösen, macht Euripides im Hippolytus, indem er der Phädra die Worte in den Mund legt:

Nimmer glaub ich, daß aus angeborner Art
Der Mensch das Schlimme wähle — ward so vielen doch
Einsicht des Rechten; sondern also seh ichs an:
Daß Tugendhafte wissen und erkennen wir,

Thuns aber nicht; aus laffer Trägheit einige,
Und andre wieder, weil sie irgend andre Lust
Vorziehn der Tugend.

Ganz ähnlich hat sich Augustinus ausgedrückt in der ersten Zeit, nachdem er sich vom Manichäismus losgerungen hatte; niemand wähle das Böse um des Bösen willen, sondern nur durch den Schein eines Gutes getäuscht. Man sieht, an Bemühungen, das furchtbare Geheimnis zu ergründen, haben es die Alten nicht fehlen lassen; wie hätte ihnen gelingen können, was bis auf den heutigen Tag niemandem gelungen ist?

Weiter sagt Döllinger: „Waren nun auch die tragischen Dichter die Vorstellungen vom Schicksale zu veredeln beflissen, so brachte es das griechische Bewußtsein doch zu keiner Theodicee, und mochte auch in einzelnen Momenten die Idee einer ethischen Weltordnung blitzartig aus dem umgebenden Dunkel des polytheistischen Mythen- und Götterwesens aufleuchten, so ward es gleich wieder verfinstert und verunstaltet. Der Hauptgrund lag darin, daß den Griechen ein lebendiger Begriff vom Wesen des Bösen, der Sünde und die Einsicht in dessen Ursprung mangelte. Selbst die Sprache bot keine präzisen Bezeichnungen für das moralisch Böse, die Sünde dar; dasselbe Wort galt auch für das physische Übel, und ebenso wenig konnte das positiv Böse von dem Schlechten oder Geringen sprachlich gesondert werden.“ Also die Griechen, deren Einbildungskraft die Gestalten der Eumeniden geschaffen hat, sollen keinen lebendigen Begriff von der Sünde gehabt haben? Wo findet man denn heute, von einzelnen Personen und kleinen Konventikeln abgesehen, im Volke ein so tiefes und lebhaftes Schuldbewußtsein, wie es nach dem Zeugnis der Drestes- tragödien bei den Alten geherrscht haben muß? Was Döllinger von den Bezeichnungen sagt, ist doch nur Silbenstecherei. Auch der Deutsche spricht von einem bösen Finger und einem bösen Fall, und auch der Franzose gebraucht *mauvais* und *mal*, der Italiener *cattivo* unterschiedslos für das physische und das moralische Übel. Um aber das „positiv Böse“ auszudrücken, muß auch Döllinger das lateinische Beiwort „positiv“ zu Hilfe nehmen, und ist auch so noch nicht sicher, ob er allgemein wird verstanden werden. Ich meinerseits denke mir unter dem positiv Bösen die teuflische Bosheit eines Menschen, in dem der letzte Rest von Liebe erstorben ist, und der keinen andern Genuß kennt, als seinen Mitmenschen Leid zuzufügen. Aus der griechischen Geschichte ist uns kein solches Ungeheuer bekannt, und so hatten die Griechen auch keine Veranlassung, für das „positiv Böse“ eine besondere Bezeichnung zu erfinden. Daß aber die „Einsicht in den Ursprung des Bösen,“ die das Christentum gewährt, so gut wie keine Einsicht sei, habe ich schon ausgeführt.

Einen Vorwurf allerdings sind der Puritaner und der katholische Asket von ihrem Standpunkte aus gegen die Hellenen zu erheben berechtigt: daß sie sich vom Schuldbewußtsein, wie lebhaft sie es auch in einzelnen geweichten

Stunden empfunden haben mögen, niemals haben übermannen, sich niemals ihre Heiterkeit dadurch haben trüben lassen. Aber indem Gott den Hellenen diese Gemütsart verlieh, hat er allen spätern Geschlechtern eine unschätzbare Wohlthat erwiesen. Glücksgefühl und Güte sind unzertrennlich von einander. Leid bessert den Menschen nur, wenn es rasch vorübergeht, dauerndes Leid verschlechtert fast immer den Charakter, und tiefes Schuldbewußtsein ist das schlimmste Leid. Wo es sich einfriszt, da macht es Heiden wie Christen zu Fanatikern und zu Teufeln. Man stelle sich vor, auch die Hellenen wären vom Schuldbewußtsein und von der Furcht vor dem strafenden Borne der Gottheit übermannt worden! Sie hätten dieser zürnenden Gottheit entweder wie die Semiten Kinder verbrannt oder gleich den Azteken Erwachsene geopfert unter so grausamen Martern, wie sie in den häßlichen Tragenbildern dieses zum Glück für die Menschheit wenigstens als Nation ausgerotteten Volkes dargestellt werden, oder sie hätten alle Menschen, die nicht an Zeus glauben wollten, gefoltert, verstümmelt und dann lebendig verbrannt, oder sie hätten, anstatt ihre fröhlichen Dionysosfeste zu feiern, allwöchentlich einmal mit Heulen und Zähneklappen eine siebenstündige Schilderung der Höllestrafen angehört. Sie würden dann entweder gar keine Skulpturen und Gemälde hinterlassen haben, oder scheußliche Tragen und Darstellungen von Marter- szenen, die den Geist verdüstern und zu wilder Grausamkeit entflammen. Um wie viel tausend Scheufale und um wie viel Millionen Verbrechen würden diese „Kunstwerke“ die Masse des Bösen auf der Erde vermehrt haben! Wie viel haben dagegen die uns vom Hellenenvolk wirklich hinterlassenen Kunst- denkmäler dazu beigetragen, das Fieber wilder Grausamkeit, dem die euro- päische Christenheit von Zeit zu Zeit verfällt, zu heilen, uns wieder menschen- freundlich, heiter und gut zu machen! Es ist doch etwas Großes, daß sich unter den vielen tausend uns trotz aller Zerstörungssarbeit barbarischer Jahr- hunderte erhaltenen bildlichen Darstellungen der hellenischen Kunst bis in die Römerzeit hinein so äußerst wenige sich finden, die Mordszenen darstellen, und — so viel ich weiß — gar keine Marter- szenen;*) Tragen aber nur zum Zweck der Komik. Der Geist, der aus allen diesen in ihrem Charakter über- einstimmenden Bildern spricht, kann kein anderer als ein freundlicher Geist gewesen sein, und ein freundlicher Geist ist niemals ein schlechter Geist, ge- schweige denn ein böser. Glückliche, an Leib und Seele vollkommene Menschen zu schauen, war die höchste Freude der Hellenen, und diese Stimmung der Seele ist unvereinbar mit der bewußten Absicht, Menschenglück zu zerstören, also mit dem „positiv Bösen.“ Dem Griechen genügte ein Blick auf die Eumeniden, um sich vom Bösen schauernd abzuwenden; den christlichen Fanatiker bezaubert der Anblick des Teufels, sodaß er sich mit seiner Phan-

*) Bei der Schindung des Marthas nur die Vorbereitungen dazu.

tasie in die Hölle hineinstürzt und selbst ein Teufel wird. Danken wir Gott, daß er uns in der griechischen Kunst ein Heilmittel gegen diese Seelenkrankheit bereitet hat!

Nicht also in der Sittlichkeit selbst liegt der Unterschied zwischen Althellas und dem Christentume, sondern in den religiösen Stützen des sittlichen Lebens. Die christlichen Apologeten haben vollkommen Recht, wenn sie darauf hinweisen, wie wenig die Liebesgeschichten und Händel der Götter geeignet waren, den frommen Verehrer zu bessern und zu erheben, während die christliche Dreieinigkeit in der Seele ihres Anbeters nur würdige und erhebende Vorstellungen erregt. Doch sollte man die entfittlichende Wirkung der Mythologie nicht in dem Grade übertreiben, wie es gewöhnlich geschieht. Nur der grübelnde Philosoph verfiel darauf, daß aus den Göttergeschichten gefährliche Folgerungen abgeleitet werden könnten, und unter den Tragikern ist es nur der philosophisch gebildete Euripides, der solche Erwägungen anstellt. Dem gemeinen Manne blieben die Ehebrüche der Götter Mysterien, über die er nicht weiter nachdachte; ihm waren die Götter der Hauptsache nach nicht allein Spender aller guten Gaben, sondern trotz aller Widersprüche in ihrem Charakter auch die Rächer alles Bösen. Es waren immer nur einzelne freche Burschen, die vor einem Ledabilde sagten: „Zeus selber hat Ehebruch verübt, und ich Menschlein sollte besser sein als er?“ Die Masse ließ sich durch solche Widersprüche in der Volksreligion so wenig irre machen, wie unser heutiges Volk, soweit es noch nicht von der Gedankengährung der gebildeten Stände ergriffen ist, durch die bedenklichen Erzählungen des Alten Testaments. Sind doch auch nicht alle Thaten des Heilands zur Nachahmung geeignet. Und zwar hat diese unbefangene, unbeirrte Gläubigkeit, wie Friedländer in seiner römischen Sittengeschichte nachweist, bis in die letzten Zeiten des antiken Heidentums, bis zur Völkerwanderung fortgedauert. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß es ja den Bewohnern Griechenlands und Italiens gar nicht eingefallen ist, beim Übertritt zum Christentum ihren Olymp preiszugeben. Sie haben ihn bekanntlich mitgenommen und den Hofstaat des dreieinigen Gottes daraus gemacht. Von den drei göttlichen Personen ist es nur die menschengewordne, zu der sie ein näheres Verhältnis gewonnen haben; mit den andern beiden, die sich nicht vollständig vermenschlichen lassen, wissen sie nicht viel anzufangen.

Weit kräftiger als die reinere und einfachere Vorstellung von Gott wirkt der feste Glaube an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen; ja erst hierdurch erlangt der gereinigte Gottesbegriff praktische Bedeutung. Die Griechen glaubten nur an ein Schattendasein nach dem Tode, das eigentlich nichts wert sei. Der ganze Wert des Daseins lag für sie im Diesseits. Daraus folgte, daß, wenn es eine sittliche Weltordnung, eine göttliche Gerechtigkeit gäbe, sie sich unbedingt im irdischen Leben offenbaren und durch-

setzen müsse. Da nun das Herrlichste auf Erden, die leibliche und geistige Blüte des Menschen, vergänglich und von kurzer Dauer ist, spätestens im Tode und oft schon vor dem Tode verwelkt, da ferner auf Erden oft Unrecht und Unvernunft zu siegen scheinen, so mußte diese Wahrnehmung Menschen, die an keine Ergänzung des Diesseits durch ein Jenseits glaubten, tief erschüttern. „O Menschengeschick! — singt der Chorführer im Agamemnon —, wenns glückt, ein Bild ist's, stolz zu schauen; das mißlungne, ein feuchter Schwamm fährt drüber hin und löscht es weg; und mehr als jenes thut mir solch Verlöschen weh.“ Ein leeres Traumbild nennt sich Ödipus in den Phönikerinnen, düstres Wahngewild der Chorgreis im rasenden Herakles. „Setzt seh ichs deutlich — ruft Odysseus schmerzlich ergriffen beim Anblick des wahnfinnig gewordenen Nias —, alle, die wir leben, sind doch nichts als Scheingestalten, leere Schatten nur!“ Den berühmten pessimistischen Schlußchor des Hippolytus brauchen wir, da er allgemein bekannt ist, nicht erst anzuführen. Und von dieser Nichtigkeit des irdischen Lebens und alles irdischen Strebens überwältigt, mochte sich der Hellene wohl zuweilen fragen, ob es sich lohne, aus Pflichtgefühl einer Versuchung zu widerstehen, einem augenblicklichen Genuß oder Vorteil zu entsagen. Sich alle ernstern Sorgen aus dem Sinne zu schlagen und die Gaben des Augenblicks zu genießen, schien so gestimmten die einzige vernünftige Philosophie zu sein. Da der Durchschnittsgriecher zu heiter war, Pessimist zu werden, mußte ihn seine Religion zum Hedoniker machen, sobald er anfang, über seinen Götterglauben nachzudenken und ihn kritisch zu zerlegen. Die Götter erschienen nur als verkörperte Abstraktionen, als Sinnbilder von Naturgewalten, von Trieben, von Leidenschaften, von Tugenden und Lastern. Damit verloren sie für den Sünder das Schreckende, um so mehr, als die tägliche Erfahrung statt der waltenden Gerechtigkeit eher das Gegenteil erkennen zu lassen schien. Neoptolemos berichtet dem Philoktet über die vor Ilion gefallnen Helden und bemerkt dazu: „Niemand raffet gern der Krieg den schlechten Mann hin, nur die Edeln nimmt er stets.“ Als er dann meldet, daß auch Thersites lebe, ruft Philoktet: „Er muß wohl! Denn das Schlechte ging noch nie zu Grund; nein, sorglich stets umhegen es die Himmlischen. Was soll ich dazu sagen? wie es loben, wenn die Götter ich erprobte und sie schlecht erfand?“ Das Christentum hat seine Anhänger mit einem Glauben an die Wirklichkeit des Jenseits und an die persönliche Fortdauer der Menschenseelen erfüllt, der kaum auf natürliche Weise zu erklären ist; nur bei den Mohammedanern erscheint er gleich lebendig und unerschütterlich; hier aber kommt ihm eine glühende Sinnlichkeit entgegen, der er volle und endlose Sättigung verheißt.

Darum bildet der Glaube an die leibliche Auferstehung Christi den Grundstein des christlichen Lehrgebäudes, und ohne diesen Glauben würde das Neue Testament kaum mehr wert sein, als Ciceros Buch über die Pflichten oder die

platonischen Dialoge. „Wenn die Toten nicht auferstehen — sagt Paulus im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes —, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, und so sind wir elender als alle andern Menschen.“ Der Durchschnittskrist vertauscht die ersten beiden Glieder dieser Schlußkette und spricht: ist Christus nicht auferstanden, so habe ich auch keine Gewähr für meine eigne Auferstehung; giebt es aber kein Jenseits, so bin ich, der ich um einer eiteln Hoffnung willen auf so manchen irdischen Genuß verzichte, ein Narr und elender als die übrigen Menschen.*)

Erst durch diesen Glauben ans Jenseits erhalten die übrigen Grundlehren des Christentums Wert fürs sittliche und Gemütsleben. An und für sich befriedigen jene Erklärungen des Welträtsels, die der Katechismus enthält, die Vernunft und das Herz so wenig, wie irgend eine alte Mythologie oder Philosophie. Haben wir aber den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit gewonnen und zugleich den Glauben, daß der Gott, den wir im Jenseits finden sollen, weder ein kinderfressender Moloch, noch ein blindes Verhängnis, noch die Naturnotwendigkeit sei, sondern ein Wesen, das nach Christi Worten am besten unter dem Bilde eines gütigen Vaters vorgestellt wird, so verträsten wir unser Verlangen nach der Lösung des Lebensrätsels zuversichtlich aufs Jenseits. Die Bibel- und Katechismuslehren darüber haben dann nur die Bedeutung solcher vorläufigen Erklärungen, wie wir sie den Kindern zu geben pflegen, wenn diese uns über Dinge fragen, die ihnen auf ihrer gegenwärtigen Erkenntnisstufe noch nicht begreiflich gemacht werden können. Die Dogmen vom Teufel und vom Sündenfall, von der Erbsünde und der Erlösung bedeuten dann bloß, daß Gott weder das Böse noch die Unseligkeit des Menschen will, sondern

*) Nur der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit macht jenen Begriff der Persönlichkeit möglich, auf dem die Moralsysteme Kants und Fichtes beruhen. Was alles in der Welt sollte uns denn abhalten, einen Menschen von schwachem Geiste und niedriger Gesinnung, der nichts als tierisches Behagen erstrebt, rein als Werkzeug zu behandeln, wenn wir nicht glauben, daß der Keim einer ewigen Persönlichkeit in ihm stecke? Denn vorläufig ist er gar keine Persönlichkeit. Den Philosophen, die den Glauben an die persönliche Fortdauer preisgeben, die darauf gebaute Moral aber retten wollen, nützen alle ihre Kunststücke nichts; niemals wird man eine aus dem Schoße des Unbewußten aufgetauchte, nach einer kurzen Zeitspanne zerplandende Seifenblase, ein Ding ohne alle Substantialität, für eine Persönlichkeit halten, niemals auch im Ernste Pflichten anerkennen, wenn kein persönlicher Gott da ist, der sie auferlegt. Ein guter Mensch, der nicht an Gott glaubt, handelt gut und edel, weil und soweit ihn sein Herz dazu treibt, aber eine Verpflückung dazu braucht er nicht anzuerkennen. So hat auch Leibniz die Sache angesehen. *Si Deus non esset, sapientes (von den Unreifen, vom großen Haufen spricht er gar nicht erst) ad caritatem non ultra obligarentur, quam ex usu suo esset, neque ad honestatem, nisi suae perfectionis causa, cujus in hac vitae brevitate, si anima immortalis non esset, ratio satis haberi non posset.* (Mitteilung aus Leibnizens ungedruckten Schriften. Von Dr. juris G. Mollat. Zweite Auflage. Kassel, Friedrich Scheel, 1887. Das Schriftchen enthält eine Reihe höchst interessanter rechtsphilosophischer Abhandlungen Leibnizens.)

dessen ewige Seligkeit, und daß uns Christus dazu verhilft. Das sind Andeutungen des Zusammenhangs; den Zusammenhang zu durchschauen ist hienieden keinem vergönnt. So flößt uns der christliche Glaube auch das Vertrauen ein, daß unser guter Wille nicht vergebens sei, aber das Geheimnis von Freiheit und Notwendigkeit wird uns dadurch nicht entschleiern. In diesem Vertrauen auf die Vernünftigkeit und Güte der Gottheit, die sich uns erst im Jenseits ganz offenbaren will, besteht die moralische Wirksamkeit des Christentums; denn dieses Vertrauen allein vermag die zagende Seele vor pessimistischer Verzweiflung wie vor frechem Hedonismus zu bewahren. Es ist lächerlich, wenn sich die Darwinianer einbilden, dieses Vertrauen durch das Entwicklungsgesetz, das sie gefunden zu haben meinen, ersetzen zu können. König Kausalität kann uns Heutigen so wenig helfen, wie König Umschwung dem Strepsiadēs. Daß die nebelhafte und teilweise falsche Naturansicht der Alten der klaren Einsicht in eine ziemlich lange Kette von Wirkungen gewichen ist, mag sehr nützlich sein für die Maschinenbauerei, für die Verkehrsanstalten, für die Färberei, für die Landwirtschaft, mag auch den Erkenntnistrieb in höherm Grade befriedigen, als es die Phantastien und Vermutungen der Alten vermochten, aber unser Gemüt, den Ort unsers Wesens, wo die Seligkeit oder Unseligkeit empfunden wird, lassen alle Herrlichkeiten moderner Naturerkenntnis leer. Es nützt dem Arbeiter, der von einer Maschine zermalmt wird, gar nichts, daß er den Mechanismus dieser Maschine durch und durch kennt und außerdem vielleicht noch weiß, wie viel Kilogramm lebendige Kraft dazu gehören, ihm das Bein aus der Hüfte und den Kopf vom Rumpfe zu reißen oder die Röhrenknochen seiner Oberschenkel zu zerbrechen.

Das andre Große, das die christliche Religion leistet, besteht in den Einrichtungen ihrer Kirche. Die Alten hatten keine Kirche. Ihre *ἐκκλησία* war die weltliche Bürgergemeinde, und der Kultus war nur Anhängsel und Schmuck des bürgerlichen Lebens. Die von dem theokratischen Judentum ausgegangnen Christen organisierten sich als selbständige Kultusgemeinden innerhalb der Bürgergemeinde und ihr gegenüber. Sie erfreuten sich eines geistigern Kultus als Althellas. Wirken der öffentliche Dionysoskultus und die Mysterien auch nicht sittenverderbend, wie der Christ und der moderne Mensch voraussetzen geneigt sind, so enthielten sie doch auch nichts, was geeignet gewesen wäre, die Gemüter über das Sinnliche zu erheben und die sittliche Kraft zu stärken. Solches that nun zwar das Drama, aber dessen Wirksamkeit blieb auf eine kurze Spanne Zeit beschränkt. Deren Dauer hing von den Personen der Dichter und dem Geschmack des Publikums ab. Der Staat konnte nach dem Tode der drei großen Tragöden weder die Geburt neuer Genies anordnen — Aristophanes, der schon mit Euripides nicht zufrieden ist, läßt in den Fröschen den Aeschylus aus der Unterwelt wieder heraufholen —, noch konnte er die Bürger zwingen, sich jahrhundertlang immer wieder dieselben Tragödien

anzusehen. Die christliche Kirche erteilt ihren Gläubigen und deren Kindern seit mehr als achtzehnhundert Jahren einen regelmäßigen Unterricht, der außer tröstenden und stärkenden religiösen Lehren und anmutigen Erzählungen auch die wichtigsten sittlichen Grundsätze nebst kräftigen, mahnenden und warnenden Sprüchen und ungemein anregenden Gleichnissen von wunderbar tiefem und reichem Inhalt mitteilt. Diese Einrichtung gewährt dem sittlichen Streben der christlichen Völker einen festen Halt, macht es ihnen möglich, sich nach großen Umwälzungen und Kriegen, die alle bürgerlichen Einrichtungen zerstören, aus der Verwirrung und Barbarei leicht und rasch wieder zu erheben, und stellt ihre sittlichen Anschauungen sicher gegen die Angriffe der weltlichen Wissenschaft in Zeiten, wo diese, wie in der alten Sophistik und in modernen Zeiten wiederholt, darauf ausgeht, die sittlichen Ideen und die sittlichen Grundsätze wegzuzudisputieren.

Also der feste Glaube ans Jenseits und die Einrichtungen der Kirche, das sind die beiden Stützen, die das sittliche Leben vom Christentum empfangen hat. Den Inhalt des sittlichen Gemüts konnte dieses nicht ändern, denn der gehört zur Natur des Menschen und entwickelt sich bei allen höher begabten Völkern gleichmäßig, nur daß er außerhalb des Christentums leichter der Verderbnis ausgesetzt ist; jedenfalls hat ihn außerhalb des Christentums und vor ihm kein Volk in solcher Reinheit dargestellt, wie die Griechen. Will man durchaus einen Unterschied im Inhalt nachweisen, so könnte dieser höchstens in der dem Christentum eignen Liebe zu den Seelen gefunden werden, die den Glauben an die persönliche Fortdauer und an die mögliche ewige Verdammnis voraussetzt. Es muß zugestanden werden, daß diese Liebe, die sich nicht von selbst entfaltet, sondern durch Reflexion geweckt und durch religiöse Übungen anerzogen, daher auch bloß bei Geistlichen und bei sehr frommen Personen des Laienstandes gefunden wird, die uneigennützigste aller Arten von Liebe ist und die einzige von Sinnlichkeit ganz freie und von Naturtrieben unabhängige, daher an sich höher steht, als jede andre, auch als die Mutterliebe. Leider aber ist die Grenzscheide zwischen ihr und dem Fanatismus, in den sie leicht umschlägt, so schmal, daß sie leicht gefährlicher werden kann, als selbst die geschlechtliche Liebe. So entspricht also auch hier der Stärke des Lichtes die Finsternis des Schattens.

Wenn ich das vorteilhafte Bild der athenischen Volksittlichkeit, das mir die Dramen darzubieten scheinen, für den Leser nachzumalen versucht habe, so ist es nicht etwa zu dem Zwecke geschehen, die alten Griechen auf Kosten der modernen Deutschen zu verherrlichen. Von der Thorheit, das eine Volk und Zeitalter herauszustreichen und andre Völker und Zeiten schlecht zu machen, bin ich weit entfernt. Meiner Ansicht nach gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auch für die geistige Welt, daher muß die einmal vorhandne Menge oder Stärke der Sittlichkeit zu allen Zeiten dieselbe bleiben. Unter Sittlichkeit verstehe ich

hier nur das zur Erhaltung des Menschengeschlechts notwendige Gleichgewicht zwischen Selbstliebe und Nächstenliebe; denn die formale Seite der Sittlichkeit, die in dem Mischungsverhältnisse der sittlichen Ideen (z. B. im Vorherrschenden der Gerechtigkeit oder des Wohlwollens oder der Freiheit) besteht, ist bei solchen Vergleichen aus dem Spiele zu lassen, weil die Überlegenheit der einen Form über die andre nicht quantitativ gemessen werden kann. Jedes Volk leistet jederzeit, was es seiner Naturanlage nach unter den eben obwaltenden Umständen zu leisten vermag. Haben die alten Hellenen das Menschheitsideal reiner, faßlicher dargestellt, als wir Neuern es vermögen, so haben sie dafür auch leichter gehabt: in mäßiger Zahl bewohnten sie ein kleines Land in einem glücklichen Himmelsstrich in einer Zeit sehr einfacher Verhältnisse und eines Wissens von sehr mäßigem Umfange. Uns Moderne erdrückt die Masse; die Masse der Menschen, die Masse des Wissens, die Masse der Ein-drücke; uns verwirrt eine unüberschaubare Menge widersprechender Ansichten, uns reißen unverföhnliche Interessen auseinander; und außerdem macht uns, die wir weiter nach Norden wohnen, der Winter das Leben in einer Weise schwer, von der die Völker des glücklichen Südens nichts wissen. Eben deshalb aber bedürfen wir zu unsrer Sammlung und Klärung mitunter des erquickenden Blicks auf einfachere Zustände.

Damit ist der Zweck dieser Aufsätze und die Absicht des Verfassers ausgesprochen. Ich möchte etwas zur Beantwortung der Frage beitragen, ob der Gedankeninhalt und Formenreichtum der Hellenen wert sei, von uns bewahrt und gepflegt zu werden, und möchte vor dem leichtsinnigen Wegwerfen eines kostbaren Schatzes warnen. Mir scheint: kein andres Geschlecht bedarf so notwendig wie unser heutiges des geistigen Umgangs mit einem in seinen Werken fortlebenden Volke, bei dem wir einfache, verständliche und feste sittliche Grundsätze, Wahrhaftigkeit und Klarheit im Denken, Schönheit und Anmut der Formen, Menschenfreundlichkeit, Herzensgüte und Milde, Heiterkeit, Lebenslust und Thatkraft finden.

